

Nr. 106 Bydgoszcz, 10. Mai Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von **Hugo Maria Kritz.**

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Schon gestern nachmittag hatte er prophetisch verkündet, daß Golowin nach Boguslawa gekommen sei, um ungeheure Schandtaten zu verrichten, und wie hatten die Ereignisse der Nacht ihm Recht gegeben! Der tiefere Sinn von Golowins Unternehmungen war ihm allerdings bis jetzt nicht klar geworden. Daß er Madeleine um ihrer selbst willen entführt haben sollte, ging ihm durchaus nicht in den Kopf. Er schob verächtlich seine fleischige Unterlippe vor, wenn er daran dachte, daß irgend jemand etwas tun könnte, ohne dabei auf Geld zu hoffen! Es gab solche Narren, allerdings, aber Golowin gehörte weiß Gott nicht zu ihnen! Man brauchte nur an die dahingeschwundenen siebzehntausend Dinare zu denken — oh, wie knirschten die Zähne des Zahnarztes Marek! Nie, nie könnte man ihm einreden, Golowin sei nur aus Liebe zu Madeleine zurückgekehrt! Wie lächerlich! Die halbe Nacht hatte er sich damit abgequält, zu ergründen, was dann aber wirklich der Grund für Golowins Rückkehr gewesen sein mochte!

Er war nicht dahintergekommen.

Und jetzt — Blitzschlag der Erkenntnis! Golowin war natürlich gekommen, um Madeleines letztes Geld zu rauben! Gerade im letzten Augenblick war er noch gekommen, hatte Kablinski vertrieben, Madeleine an sich gerissen und schon betrat er munter die Stadt- und Landbank, um die Reste des einstigen Riesenvermögens gelassen einzuheimsen.

Das war es, natürlich! Was denn sonst?

Herr Marek fühlte sich von einer unmenschlichen Wut ergriffen. Wie brachte es dieser kaltschnäuzige Schurke Golowin doch immer wieder fertig, im Handumdrehen Hunderttausende in seine Taschen zu bugsieren! Selbst murkste man mühselig herum, brachte hier vierunddreißig Dinare um die Ecke, dort hundert oder gar hundertzwanzig — aber was war dies alles, gemessen an Golowins Transaktionen!

Dem Zahnarzt Marek wurde rot vor Augen. Wäre seine gute alte rostige Bohrmaschine doch ein Maschinengewehr gewesen! So indes schluckte er, schluckte, und er begann bereits zu fühlen, wie sich die Säure in seinem Magen vermehrte und schmerzhaft zu zwicken anfing. Er, dem es verboten war, sich zu ärgern, er ärgerte sich wie noch nie!

Dabei vergaß er natürlich nicht zu rechnen, denn Haß ebenso wie Liebe, Freundschaft nicht weniger als Verachtung waren in der Weltanschauung des Herrn Marek lediglich einfache Funktionen des Geldes. Um seinen Haß gegen Golowin zu messen, mußte er ihn zunächst beziffern, denn wenn Golowin zum Beispiel hundert Mille einheimste, dann brannte der Haß lange nicht so glühend wie etwa bei dreihundert Mille. Seine Gefühle waren immer abhängig von der Höhe eines Betrages.

Es war allerdings schwer zu beziffern, was Madeleine Rado von ihrem Vater geerbt haben mochte. In der besten Zeit war Rado auf dreißig Millionen Dinare geschätzt worden. Davon war freilich so gut wie nichts mehr vorhanden. Aber eine Viertelmillion besaß Madeleine ohne Zweifel. Wenn nicht mehr! Mindestens eine Viertelmillion! Und die steckte Herr Golowin jetzt fröhlich ein.

Es war nicht zu ertragen! Da stand er am Fenster mit geballten Fäusten, biß sich die Lippen wund und mußte ohnmächtig zusehen, wie jener hagere Schurke aufgeweckt die Bank verließ und prüfend mit den Fingern die Brusttasche beklopfte, die sich — so erschien es der erhitzten Phantasie des Herrn Marek — mächtig aufblähte, so vollgestopft mußte sie sein von herrlich knisternden Tausendern!

Nein, es war wirklich nicht zu ertragen. Dieser Schuft hatte ihm siebzehntausend Dinare gestohlen, und nicht nur ihn hatte er geschädigt! Hunderte in dieser Stadt waren von ihm ausgebeutet worden. Und hier ging er, in Sonne gehüllt, elegant und selbstzufrieden über die Straße, niemand behelligte ihn, niemand verlangte sein Geld von ihm zurück, nur anzustarren wagten sie ihn, und er, er zuckte verächtlich die Achseln! Was konnte man ihm beweisen? War etwa er Bankier gewesen? Hatte etwa er das Geld verwirtschaftet? O bitte, er wusch seine Hände in Unschuld! Er war ein Schurke von den großen, die bekanntlich nie gehenkt werden.

Und so wuchs in Herrn Marek, der stets aktiv, betriebsam und unternehmend war, der Gedanke an eine Aktion. Noch wußte er nichts — außer, daß niemand in der ganzen Stadt seine Stimme gegen dieses himmelschreiende Unrecht erheben würde, wenn nicht er, Marek, der große Wortführer und Organisator!

Er begann auf seinen kurzen Beinen im Zimmer schnaufend umherzurennen, mit gesträubtem Haar und roten Stieraugen, murmelte Bruchstücke einer zündenden Brandrede vor sich hin und versuchte dabei, sich der Namen jener Leute zu entsinnen, die beim Zusammenbruch der Industriebank geblutet hatten.

Schließlich verzichtete er darauf, sich einen Plan zu entwerfen, denn die untätig verflossenen Minuten fraßen in seiner ungeduldigen Seele, und er beschloß zu handeln, anstatt zu überlegen. Wie ein Savonarola wollte er seine Netze nach den Wankelmütigen und Unentschlossenen auswerfen, sie mit der unwiderstehlichen Gewalt seiner Stimme entzünden und nach seinem Willen lenken. Im Nu würde er eine Bewegung entfachen und zum Auflodern bringen, die Golowin hinwegfegen mußte wie einen Strohwisch! „Wir wollen unser Geld wiederhaben!" War das nicht eine Parole, die in die Ohren ging wie süße Musik? Ha! Schon sah er Golowin, bleich und schlotternd, tief in die bauschige Brusttasche greifen, schon fühlte er die Geldscheine zwischen seinen dicken Wurstfingern!

Er riß sein grünes verbeultes Hütchen vom Haken und stürmte davon.

So kam die „Aktion" in Gang.

*

Zur gleichen Stunde lief Hetty in ihrem vergoldeten Rokokosalon kopflos auf und nieder wie eine Maus in der Zigarrenschachtel. Dreimal hatte sie Kablinski angerufen und ihn heulend beschworen, mit Madeleine zu reden und sie zur Vernunft zu bringen. Jedesmal hatte er in gemessenen Worten mit seiner leisen, arroganten Aristokratenstimme jede Einmischung abgelehnt.

Beim letztenmal hatte Hetty wütend den weißlackierten Telephonhörer in die Gabel geworfen.

„Verdammter Schwächling!"

Wenn Madeleine fort war, dann würde sich keine Seele mehr um sie kümmern. Das große, leere, stumme Haus erdrückte sie. Sie wollte Hof halten, brillieren, Mittelpunkt sein. Um ihretwillen, darüber war sie sich in langen Jahren schmerzlich klar geworden, hatte noch niemals ein Gast diese Räume betreten. Immer waren es die Rados gewesen, früher ihr Mann, später Madeleine, die das Haus auf dem Hügel mit jener eigenartigen Atmosphäre erfüllt hatten, die die Menschen anzog mit magnetischer Gewalt. Um sie krähte kein Hahn. Sie sah sich alt, einsam und von Gott verlassen, preisgegeben dem Gespött, als ein nutzloses Wrack. Sie lief verstört umher und begriff nicht, daß ihre Jugend vorbei und ihr Leben anscheinend erfüllt war. Sie liebte Madeleine keineswegs, aber Madeleines Gegenwart hatte ihr das Gefühl einer ebenbürtigen Bedeutung gegeben, trügerischerweise, wie sie jetzt erkannte, denn sie war stets nur ein Schatten gewesen. Sie schauderte, wie ein furchtsames Kind, das zähneklappernd einen finsteren Raum betritt.

Die Ehe mit Kablinski wäre ihr sehr willkommen gewesen, denn welche glanzvollen Möglichkeiten hätten sich ihr geboten, in engstem Verkehr mit diesem hochachtbaren Schwiegersohn in gesellschaftlichen Veranstaltungen zu schwelgen! Diese Hoffnungen mußte sie begraben. Sie brauchte sich nur in Erinnerung zu rufen, wie gestern abend, nach Madeleines Flucht und Kablinskis Verschwinden, die Gäste auseinandergestoben waren wie ein Schwarm Hühner, gerade als wäre sie, Hetty, die Dame des Hauses, gar nicht vorhanden!

Sie weinte und zerbiß einige Taschentücher.

Dann aber hatte Juranitsch angerufen mit der alarmierenden Meldung, daß Golowin gar nicht Golowin war und Madeleine lediglich einem Mißverständnis zum Opfer gefallen war. Diese Mitteilung verwirrte Hettys Verstand vollends. Warum, um Christi willen, kam Madeleine dann nicht nach Hause zurück? Was hatte sie vor?

Juranitsch verhielt sich durchaus sphinxhaft. Er vermied es, konkrete Ratschläge zu erteilen, hetzte sie zwar ein bißchen auf, sich Madeleines kindischer Unbesonnenheit nicht zu fügen, predigte aber im übrigen mit schlecht verhohlener Schadenfreude Versöhnung und Frieden.

Hetty wußte weder ein noch aus. Sie band sich ein nasses Tuch um die Stirn, schluckte Pyramidon, jammerte, schimpfte und zerbiß weiterhin Taschentücher.

Und dann rief Juranitsch noch einmal an. Er befand sich in einer Situation, die diplomatische Behutsamkeit erforderte. Neben ihm stand Madeleine. Sie hatte ihn, den alten Freund der Rados, gebeten, zu ihr ins Hotel zu kommen. Das konnte er unmöglich abschlagen. Mit hochgeschraubten Phrasen entschuldigte er sich für sein beleidigendes Eingreifen in der vergangenen Nacht, beschwor wiederholt seine alten und treuen Gefühle als väterlicher Freund und konnte sich nicht weigern, obwohl er sich innerlich krümmte, ihr zu ihrem Eigentum und ihrem Paß zu verhelfen.

Madeleine hatte ihm den Telephonhörer in die Hand gedrückt.

„Madeleine hat mich — äh — gebeten", es fiel ihm sehr schwer, die passenden Worte zu finden, „ich meine, Madeleine hat natürlich einen rechtlichen Anspruch auf Herausgabe ihres Eigentums, insbesondere ihres Reisepasses, und ich denke — äh — das geht entschieden zu weit, Hetty. In dieser Art können Sie schwerlich einen Druck auf sie ausüben, obwohl ich natürlich begreife, daß — äh — Ihr Schmerz —"

Madeleine stand neben ihm und hörte jedes Wort, daß Hetty sprach, oder besser in den Apparat kreischte.

Der Große Bär

Über uns're Hauses Giebel
Nacht für Nacht
Hält in hohen Himmelsfernen,
Hält mit seinen sieben Sternen
Still der Große Bär die Wacht.

Wenn ein nagend' Erdenübel
Bang uns macht,
Geh'n wir spät noch vor die Türen,
Und das Sternbild läßt uns spüren:
Gottes Odem tröstet sacht . . .

Über uns're Hauses Giebel
Nacht für Nacht
Strahlt der Große Bär, in Gnaden
Uns ins Schlummerschiff zu laden
Guter Träume gold'ne Fracht!

Heinrich Anacker

„Reisepaß?" gellte Hettys wohlvertraute Papageienstimme. „Sagen Sie ihr, daß ich ihn verbrannt habe!"

„Was —?" fragte Juranitsch und schielte nach Madeleine.

„Verbrannt!" schrie Hetty.

Sie hatte den Paß natürlich nicht verbrannt, diese Idee war ihr noch gar nicht gekommen. Außerdem war sie empört darüber, daß Juranitsch für Madeleine intervenierte.

„Sagen Sie ihr", schrie sie, „daß sie tun und lassen kann, was sie will! Meinetwegen kann sie zur Hölle fahren! Aber wenn sie ihre Sachen haben will, dann soll sie zum Gericht gehen und mich verklagen! Nicht einen alten Waschlappen kriegt sie freiwillig von mir! Sagen Sie ihr das!"

„Aber gnädige Frau!" sagte Juranitsch bestürzt.

„Und Sie", rief Hetty erbost, „Sie können mir auch gestohlen werden!"

Bums — das Gespräch war beendet.

Mit einem erstarrten Schaukelpferdlächeln wandte sich Juranitsch an Madeleine. Seine Freundschaftsgefühle, deren er sie im Laufe vieler Jahre unzählige Male versichert hatte, waren in Wirklichkeit durchaus wohltemperiert. Daß er bisher — und im Grunde seines Herzens auch jetzt immer noch — auf seiten Hettys stand, war nur erklärlich durch seine verbissene Abneigung gegen Golowin. Eine Abneigung, die er, ohne sich dessen bewußt zu werden, auf Cannenburgh übertragen hatte.

Er war in einer schwierigen Lage. Einerseits wünschte er insgeheim, Madeleines Reise zu Golowin nach Möglichkeit zu verhindern, andererseits jedoch fühlte er sich durch Hettys unvernünftige Heftigkeit verletzt und enttäuscht.

Madeleine las in seinem Pergamentgesicht wie in einem offenen Buche. „Ich danke Ihnen", sagte sie mit großer Freundlichkeit, „die Situation ist jetzt wenigstens klar. Sie hat meinen Paß verbrannt. Sie werden mir also einen neuen Paß ausstellen, und alles ist in Ordnung. Meine Sachen kann sie in Gottes Namen behalten."

Es war genau das, was Juranitsch befürchtet hatte. Wenn doch die dumme Hetty nicht gesagt hätte, daß sie den Paß verbrannt habe! Er konnte sich selbstverständlich nicht weigern, einen neuen ausstellen zu lassen. So hatte sie wieder einmal alles verdorben.

„Wenn Sie sich morgen in meine Kanzlei bemühen wollen", sagte Juranitsch, „dann werde ich selbstverständlich —"

„Morgen?" Madeleine schüttelte den Kopf. „Morgen bin ich bereits über alle Berge. Ich komme gleich mit."

Sie ergriff seinen Arm und zog ihn zu seiner großen, schwarzen Limousine, die vor dem Hotel wartete.

„Ach", sagte sie, während sie sich weit zurücklehnte und ihn von der Seite mit schmalen, spöttischen Augen betrachtete, „ich habe immer gewußt, daß Sie ein wahrer Freund sind!"

Juranitsch lächelte säuerlich.

(Fortsetzung folgt.)

Kamerad Gisela.

Eine Geschichte von Willy Pflugbeil.

„Nee, Frollein, Terpentinöl haben wir leider nich."

„Schade!" Dieses Bedauern war begreiflich für so eine hübsche, junge Malerin, die sich mit ihrer Staffelei mitten unter die Arbeiter der Autobahnstraße aufgepflanzt hatte. Durch Unachtsamkeit — vielleicht auch durch ein wenig Mutwillen der Arbeiter — war ihr Terpentinkolben an einer Eisenschiene in Stücke gegangen. Peinlich! Denn zum Reinigen der Pinsel und Finger (ja, auch die wurden zum Malen genommen!) konnte kein Wasser benützt werden.

„Aber droben auf der Baustelle vier", sprach der Arbeiter weiter, „dort wird eine Brücke gestrichen, da können Sie solches Zeug haben. Gar nicht weit von hier; höchstens fünf Minuten."

„Danke!" Schon wollte sie sich dorthin auf den Weg machen, da ließ der Brückner seine Spitzhacke ruhen. Ihm saß der Schalk im Nacken. Seit das Mädel hier aufgetaucht war, suchte er sie zu necken, nahm sie einfach nicht für voll. „Ne Handvoll Sauerkraut für'n Glaskasten", bemerkte er wegwerfend zu seinen Kameraden, „aber 'ne Frau? Nee!"

Gisela aber, so hieß die Malerin, ließ sich durch keine Neckerei vertreiben.

„Hallo, Fräulein!" rief Brückner ihr nach. „Wenn Sie rauf nach der Baustelle vier gehen, dann könnten Sie uns einen Gefallen tun!"

Keine Spitzhacke und Schaufel regte sich mehr. Sogar der ungefüge Raupenbagger schien einen Augenblick an sich zu halten, um das Lachen zu verbeißen, denn alle wußten: Jetzt startet wieder ein Brückner-Streich.

„Aber gerne!" erwiderte sie. „Was soll's denn sein?"

„Die von vier droben haben nämlich unsern Böschungshobel. Den brauchen wir nachher selber. Könnten Sie ihn mitbringen?"

Was wußte Gisela schon von Geräten, die zum Straßenbau gebraucht werden!

„Ist das Ding sehr groß?"

Da beugten sich blitzschnell die nackten Oberkörper über ihre Arbeit, um nicht herauszuplatzen zu müssen. Nur Brückner verzog keine Miene.

„Nein. Ganz kleines Ding. Können Sie gut in einem Händchen tragen."

„Dann natürlich gerne!" Und Gisela eilte über die schmale Gleisanlage der Baustelle vier zu.

Es war aber auch allerhöchste Zeit, daß sie den Rücken kehrte. Die Kolonne mußte ihrem Lachen Luft machen!

Böschungshobel! Solch ein Phantasie-Werkzeug konnte nur der Brückner erfinden; jeder „Neue", der in der Kolonne antrat, wurde damit aufs Glatteis geschickt . . .

Mit einer rührenden Unwissenheit bat die Malerin auf Baustelle vier um besagten Hobel. An den Gesichtern merkte sie endlich, daß sie zur Dirigentin eines Lach-Orchesters bestellt worden war.

„Nein, Fräulein, Erde kann nicht gehobelt werden, das muß alles mit Hacke und Schaufel gemacht werden", wurde sie von einem freundlichen, jungen Mann belehrt.

„Hm", machte die Malerin und tat das Beste, was man in solchen Fällen tun kann: sie lachte mit und bekannte sich lachend geschlagen, als sie — mit höchster Spannung erwartet — auf Baustelle drei wieder eintraf. —

Gisela wurde auf der Baustelle heimisch. Das große Ölbild ging mehr und mehr seiner Vollendung entgegen, und die Arbeiter begannen sich für ihre Kunst zu interessieren.

Einmal, kurz vor Feierabend, kam eine drohende Wolkenwand im Westen hoch. Eine Gefahr, die Gisela in ihrem Eifer viel zu spät bemerkt hatte. Das konnte was absetzen! Eine gute Stunde Fußmarsch stand ihr bevor.

Die Arbeiter bestiegen schnell ihren großen Autobus, der sie täglich wieder nach ihren Wohnorten brachte. Schon begann der Donner zu grollen, und der Wagen wollte eben abfahren, da machte sich die Malerin bemerkbar. Das Bild wie eine Windfahne abseits des flatternden Kleidchens haltend, kam sie angelaufen.

„Würden Sie mich mitnehmen?"

Die Bitte war überflüssig, denn schon griffen hilfsbereite Hände nach Malkasten, Bild und Staffelei. Brückner bot der Malerin sogar seinen Platz an.

„Hallo, Matthes! Spiel uns eins!" wurden Stimmen im Wagen laut.

„Geht nicht heute!" Er hob zur Bekräftigung seiner Worte den verbundenen Daumen in die Höhe.

„Da schlag doch — —! Ausgerechnet heute, wo wir mal Damenbesuch im Wagen haben, keine Musik? Ist denn niemand da, der die Quetschkommode meistern kann?"

„Her damit!" machte Gisela sich vernehmbar. Man hatte ihr anfangs gar nichts Rechtes zugetraut; und nun?

Erstaunlich sicher spielte das Mädel. Mit der Harmonika krönte sie ihren sieghaften Einzug in die Herzen der Arbeiter. Ihre Volkslieder wurden von fröhlichen Männerstimmen begleitet. Darunter waren recht rauhe Brummbässe. Nur einer sang nicht mit. Theobald Fischer betrachtete ununterbrochen das Gemälde. Sein Bagger war darauf, und im Führerhäuschen glaubte er sich selbst wiederzuerkennen. Was so ein Teufelsmädel bloß alles fertig brachte!

Und Harmonika spielen konnte sie auch!

„Ich fress' einen Besen, wenn das Mädel nicht auch noch kochen kann!" rief Eisenbraun in einer Spielpause.

„Und ob ich das kann!" erwiderte Gisela. „Jene Spinatwachteln, die hilflos um Kochtöpfe herumhopsen, gehören längst einem vergangenen Jahrhundert an."

Donnernochmal! Das Mädel war richtig!

Die lustige Fahrt mit der Harmonika durch Gewitter und Regen ging zu Ende. Wieder kamen sonnenschöne Tage, und das Gemälde wurde fertig.

Bald darauf war die Teilstrecke der Autobahn vollendet. Das mußte gefeiert werden. Natürlich durfte Gisela dabei nicht fehlen, dafür sorgte Brückner schon. Aber zum Musizieren kam sie bei dieser Gelegenheit selten, denn jedem der Arbeiter hatte sie ein Tänzchen versprochen.

Der zerquetschte Daumen des guten Matthes war inzwischen wieder geheilt, und er legte seine ganze Ehre dar, Harmonika zu machen.

Auf dem Fest erfuhren die Arbeiter, das Bild der Malerin wäre in München auf der Großen Kunstausstellung zu sehen und bereits verkauft. Darob herrschte allgemeine Freude, die am lautesten von Brückner ausgedrückt wurde. Überhaupt der Brückner! Wenn die Harmonika gerade schwieg und Gisela nicht tanzte, dann wich er nicht von ihrer Seite. Man konnte gut mit dem Mädel plaudern, aber ihre Augen blickten immer recht verdächtig nach der Tür. Neue Gäste kamen, denn auch die Kolonne von der Baustelle vier war eingeladen worden.

„Und was wird Ihre nächste Arbeit sein?" fragte Brückner die Malerin.

„Oh, ich habe mir noch eine ganze Reihe schöner Aufgaben gestellt!"

Sie lächelte ihn spitzbübisch an: „Bald! Mhm? Sie haben mich damals nach einem Böschungshobel geschickt — und wissen Sie, was ich auf der Baustelle vier gefunden habe?"

„Meinen künftigen Gatten! Da kommt er übrigens." Das Mädchen wollte vorstellen.

Brückner erholte sich rasch von seinem Erstaunen. „Ist nicht nötig!" Und zwei Freundesfäuste knallten sich gegenseitig auf die Schulter.

„Mensch, Glückspilz, gratuliere!" sagte er.

„Danke dir — auch für den hübschen Böschungshobel-Boten!" erwiderte lachend der andere und drückte seinem Freunde Brückner kräftig die Hand.

Und wieder jubilierte die Harmonika.

Zeugnis für Leonardo da Vinci.

Von Commendatore Professor Dr. Friedrich Schneider.

Anfang Mai dieses Jahres wird in Mailand eine internationale Leonardo da Vinci-Ausstellung eröffnet!

Unter dem Vorsitz des Marschalls Badoglio haben nicht weniger als 22 gelehrte und künstlerische Kommissionen die Vollendung der großen Leonardo da Vinci-Ausstellung in Mailand betrieben, deren gewaltiger äußerer Umfang allein schon aller Welt die geistigen Umrisse des universalen Genius, der Leonardo gewesen ist, erkennen läßt. Die endgültige Verteilung und Aufstellung des kaum übersehbaren Materials, das aus der ganzen Kulturwelt zusammenströmte, kann nur in gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit gelöst werden.

Die zahllosen Äußerungen, in denen sich Leonardos Genie der Nachwelt in großartiger Schau darstellt, überraschen die Öffentlichkeit, da nur ein geringer Teil im wirklichen Bewußtsein der Kulturwelt lebt. Im Grunde ist Leonardos Leben und Schaffen für die Allgemeinheit noch von Geheimnissen umgeben. Dieser Tatsache will die große Mailänder Ausstellung entgegenwirken: Leonardos Genie soll der Welt zum lebendigen Vermächtnis werden.

Die Ausstellung in Mailand unterscheidet sich von anderen Unternehmungen ähnlicher Art dadurch, daß sie nicht nur Dokumente, Zeichnungen, Bilder und künstlerische Gegenstände darbietet, sondern vor allem gewissermaßen lebendes Material. So wurde zum Beispiel die Münzstätte aufgebaut, die Leonardo für den Papst Julius II. konstruierte. Noch mehr, die Offizin für die Goldschlägerei arbeitet mit den Leonardoschen Prägestempeln und Einlagen, so daß die Besucher echte Medaillen und Geldstücke aus der Werkstatt Leonardos erwerben können.

Auch der Mechaniker Leonardo ersteht zu neuem Leben. Seine Webstühle sind in voller Tätigkeit. Man sieht den Erfinder zahlreicher Kriegsmaschinen. Zu Wasser und zu Lande verbesserte er die Kriegstechnik. Aber der berühmte Codex mit Leonardos Zeichnungen erinnert darüber hinaus die Gegenwart daran, daß Leonardos geistige Vorstellungen erst allmählich von der modernen Flugtechnik erreicht werden und daß die Kühnheit seines Denkens und die Sicherheit seiner Berechnungen keine Vergleiche kennt. Es wird durch gegenständliche Vorführung der Erfindungen des großen Denkers der Gegenwart ein deutlicher Begriff seiner noch kaum erkannten Universalität geboten. Denn in der Tat handelt es sich nicht um theoretische Spekulationen, sondern fast immer folgte die praktische Erprobung und Verwertung, der später kaum mehr etwas hinzugefügt zu werden brauchte. Ein besonderer Zweck der Ausstellung besteht also in dem sinnfälligen Nachweis, daß Leonardo nicht nur ein kaum je erreichter Denker und Gelehrter, sondern darüber hinaus ein bedeutender Konstrukteur und Wirklichkeitsmensch war.

Die Leonardo-Ausstellung bringt zahlreiche Richtigstellungen. So wird der Ruhm der Entdeckung des Fernglases auch auf den großen Denker übergehen, der ein Jahrhundert vor Galilei wirkte. Wie so häufig erfand Leonardo die Sache, aber nicht den Namen!

Das Ausland ist auf der Ausstellung gleichfalls eindrucksvoll vertreten. Aus dem englischen Schlosse zu Windsor und aus Frankreich, aus öffentlichem und persönlichem Besitz versammelten sich die Meisterwerke Leonardos und seiner Schüler in Mailand. Und das industrielle Mailand stellt die meist viel zu wenig bekannten Kunstsammlungen seines öffentlichen und persönlichen Besitzes einmal allgemein in den Vordergrund. Mit der Ambrosianischen Bibliothek und Pinakothek in Mailand ist Leonardos Namen freilich von je verbunden.

Ein so vielseitiger Mensch der Kulturwelt, wie es Leonardo war, ruft eben diese Kulturwelt auf den Plan, die Maler und die Mediziner, vor allem die Anatomen, die Zeichner und die Architekten, die Techniker und die Erfinder, die Geographen und die Geologen, die Meteorologen und die Botaniker, die Zoologen und Biologen, vor allem auch die Musiker. Kein Wissensgebiet konnte sich der suchenden und forschen Neugier dieses Geistes entziehen, der von einer kaum gewonnenen Erkenntnis zur anderen eilte und uns als schönstes und tiefsinnigstes Andenken die Bilder der lächelnden Frauen hinterlassen hat.

Leonardo wurde im Jahre 1452 in dem Dörfchen Anchiano bei Vinci geboren. Der Tag der Geburt ist unbekannt. Das Kind war der uneheliche Sohn eines Notars und eines Bauernmädchens. Keine sichere Nachricht ist uns über die Jugend des Meisters überliefert. Nur der Eintritt des Jungen in die Lehre bei Verrochio im Jahre 1466 erscheint als entscheidendes Datum. Leonardos Leben selbst erscheint, von tiefen Geheimnissen umgeben, als ein Wunder. Mit einem Geheimnis klingt sein Leben auch für die Nachwelt aus. Er starb am 2. Mai 1519. Niemand weiß, wo er, zuletzt in St. Cloux bei Amboise tätig, begraben liegt.



Bunte Chronik



Kinderopfer in Indien verhindert.

In den religiösen Vorstellungen primitiver Völker ist die Opferung von Menschen zu Ehren einer Gottheit eine Art feststehende Pflicht und das größte Geschenk, das der waltenden gefürchteten Macht dargebracht werden kann. Wir wissen von den grausigen Hinschlachtungen von Menschen im alten Mexiko, wo das noch zuckende Herz des Opfers der großen Sonnen-Gottheit zur Belebung, zur „Speise" dienen sollte. Oder unglückliche Mädchen wurden der „großen Wasserschlangen-Göttin" zum Opfer gebracht.

Es erscheint kaum glaublich, daß auch in dem schon so lange von England kolonisierten Indien religiöse Vorstellungen dieser primitivsten Art sich noch bis ins 20. Jahrhundert lebendig erhalten haben. Dieser Tage mußte die britische Polizei von Madras in einem nahegelegenen Dorfe zur Verhaftung eines religionsfanatischen Elternpaares schreiten, das die feste Absicht äußerte, seine vier Kinder zu Ehren der höchsten Gottheit hinzuschlachten. Als die Polizei zur Verhaftung eindrang, waren die Eltern bereits bei den letzten Vorbereitungen zu dem blutigen Unternehmen.



Lustige Ecke



Kleiner Irrtum.



„Deine Tränen brennen auf meinem Rücken!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.